

Jüdischer Verlag

Leseprobe



Dachs, Gisela

Jüdischer Almanach der Leo Baeck Institute. Identitäten

Herausgegeben von Gisela Dachs. Mit 10 Photos von Natan Dvir

© Jüdischer Verlag
978-3-633-54239-0



JÜDISCHER ALMANACH

der Leo Baeck Institute



Identitäten

Herausgegeben von
Gisela Dachs

Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag

Redaktionelle Beratung:
Na'ama Sheffi, Adina Stern

Umschlagabbildung:
In einer Synagoge in Bnei Brak an Purim, © Natan Dvir

Erste Auflage 2009

© für diese Zusammenstellung Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag;
für die einzelnen Beiträge bei den Autorinnen und Autoren

© für alle Photos: Natan Dvir

Frankfurt am Main 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54239-0

I 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10 09

INHALT

Zu diesem Almanach	7
ROBERT SCHINDEL Wuschel. Bemerkungen zur Leidensgeschichte jüdischer Identität	11
JOSHUA NEUMAN <i>Heeb Forever</i> oder: Wie sich ein jüdisch-amerikanisches Magazin jenseits des Establishments etabliert hat	23
MEIR JAVEDANFAR Meine Kindheit im Iran	31
KONSTANTY GEBERT Jüdische Hotline in Polen	36
SERGEY LAGODINSKY Die Welten der anderen. Die Wege einer russisch-jüdischen Familie nach und in Deutschland	45
ELENA GOMEL Russen in Israel	53
MAOZ AZARYAHU Wer ist ein Tel Aviver? Zur Kulturgeschichte eines Klischees	60
ABRAHAM B. JEHOCHUA Die zionistische Revolution – hat sie eine Fortsetzung?	67
YHOUDA SHENHAV Arabische Juden	79
DAN ASSAN Die deutschen Israelis	93

LUTZ FIEDLER	Im Streit um die Sprache. Über hebräische Gegenwart und jüdische Geschichte	100
LILIANE TARGOWNIK	Die religiöse Filmschule Ma'ale	111
VARDA LIFSHITZ	Mea Schearim verlassen. Ein Interview über Menschen, die aus der ultraorthodoxen Welt aussteigen	117
DAAN VAN KAMPENHOUT	Jude werden	126
AVI FELDMAN	Mitten in Berlin oder: Wie weit ist es tatsächlich nach Tel Aviv?	133
	Zu den Autorinnen und Autoren	141

ZU DIESEM ALMANACH

Er wisse nicht, warum Menschen immer ihre Identität suchten, schreibt der Jerusalemer Gad Granach in seinen Erinnerungen *Heimat los!* Dem einstigen Berliner, der seit mehr als siebzig Jahren in Israel lebt, erschien die heutzutage so modische Debatte um jüdisches Selbstverständnis immer schon überflüssig: »Mir haben sie gesagt, wie ich heiÙe, das hat mir vollkommen gereicht.«

Dennoch, Juden in aller Welt suchen auch heute – vielleicht mehr denn je – Antworten darauf, was es eigentlich heißt, jüdisch zu sein. Denn: Einfach war es nie – doch es gab wohl noch nie so vielfache Arten und Weisen, jüdisch zu sein, wie in diesen Zeiten.

Der diesjährige Almanach widmet sich dem jüdischen Selbstverständnis und präsentiert eine Fülle ganz unterschiedlicher Standortbestimmungen: persönliche, kollektive, säkulare und religiöse. In seinem Eröffnungsbeitrag geht Robert Schindel der langen Leidensgeschichte jüdischer Identität nach. Joshua Neuman, Herausgeber des New Yorker Magazins *Heeb*, erzählt von dem immer erfolgreicherem publizistischen Versuch, ein säkulares Klientel zu bedienen, das sich bewußt außerhalb des amerikanisch-jüdischen Establishments verortet. Wer hingegen wie Meir Javedanfar im Iran aufwuchs, hatte es mit ganz anderen Herausforderungen zu tun. Der heutige Israeli fühlte sich dort als Sechsjähriger zum ersten Mal jüdisch, angesichts von Plakaten, auf denen Khomeini und Arafat gemeinsam abgebildet waren. Auch in Polen war Jüdischsein nichts Selbstverständliches. Der 1953 geborene Konstanty Gebert berichtet,

wie sein jüdisches Bewußtsein erwachte und viele Gleichgesinnte bei ihm Rat suchten. In Deutschland wiederum sind es heute die »Russen«, die das neue deutsche Judentum darstellen. Sergey Lagodinsky beschreibt die Gefühle jener Einwanderer, die wie seine Großeltern Sprache, Beruf und einen Teil ihrer eigenen Identität hinter sich ließen. Wer sich hingegen für das Gelobte Land als neue Heimat entschied, mußte sich mit der Levante abfinden, wo er eine europäische Zivilisation erwartet hatte. Elena Gomel setzt sich mit der komplexen Identität der »Russen« im Land der Sabres auseinander.

Womit wir in Israel angekommen wären. Dort feiert »die erste hebräische Stadt« Tel Aviv den hundertsten Geburtstag und zelebriert dabei die ganz eigene Identität ihrer Einwohner. Maoz Azaryahu schreibt über den Mythos des Tel Avivers, den seine Abneigung gegen Jerusalem und Sympathie für New York auszeichnet. Für eine offene jüdisch-israelische Identität, die auch Andersgläubige mit einschließen würde, plädiert Abraham B. Jehoschua. Er definiert Zionismus nicht als eigenständige Ideologie, sondern als eine gemeinsame Plattform für verschiedene und sogar gegensätzliche Weltanschauungen. Über die Identität der arabischen Juden in Israel, die politisch korrekt als orientalische Juden bezeichnet werden, reflektiert Yehouda Shenhav anhand der Geschichte seines Vaters, der aus Bagdad stammte und deshalb geradezu prädestiniert war für eine Spionagekarriere.

Immer mehr Israelis nähern sich dem »Alten Kontinent« wieder an – zumindest, was die Papiere anbelangt. Als Anwalt hat Dan Assan bereits vielen zu ihrem Recht verholfen, einen deutschen Paß zu erhalten. Er schreibt über die Hintergründe dieses Trends.

Ebenfalls neueren Datums ist ein akademischer Sprachen-

streit, der sich mit der Frage beschäftigt, ob das israelische Hebräisch vor allem in der Kontinuität des biblischen Hebräisch stehe oder sich vielmehr aus anderen Quellen speise, insbesondere aus der gesprochenen Sprache der »neuen Hebräer« seit den vierziger Jahren. Für Lutz Fiedler steht in dieser Debatte ganz grundsätzlich das Verhältnis zur jüdisch-religiösen Tradition und damit der Stand der Säkularisierung im israelischen Gemeinwesen zur Diskussion.

Fest steht: Fromme Juden haben offenbar weniger Schwierigkeiten, die eigene Identität zu verorten als säkulare Juden. Der Glauben erweist sich als fester Anker. Doch auch da befindet sich zuweilen das eigene Selbstverständnis im Wandel. Liliane Targownik läßt religiöse israelische Filmemacherinnen zu Wort kommen, die sich mit ihren Werken eine Nische in ihrer Welt erkämpft haben. Varda Lifshitz gibt einen Einblick in das zweite Leben der *chosrim be-sche'ela*, jener Strenggläubigen, die sich entschieden haben, ihre bisherige Lebensform hinter sich zu lassen. Es geht aber auch um die explizite Hinwendung zum Judentum. Daan van Kampenhout beschreibt den mühsamen Weg seiner Konversion, die ihn auch offiziell jüdisch gemacht hat. Und schließlich erzählt der Israeli Avi Feldman von seinem Liebesverhältnis mit einem deutschen Mann in Berlin und den Gefühlen, die ihn dabei begleiten.

Die Bilder stammen diesmal von Natan Dvir. Sie sind alle – hundert Jahre nach der Entstehung der ersten hebräischen Stadt – den heutigen Tel Avivern gewidmet.

Gisela Dachs, Tel Aviv/Jerusalem

ROBERT SCHINDEL
WUSCHEL

*Bemerkungen zur Leidensgeschichte
jüdischer Identität*

– Eins wollte ich nur noch sagen, sagte er. Irland hat, sagt man, die Ehre, das einzige Land zu sein, das niemals die Juden verfolgt hat. Wußten Sie das? Nein. Und wissen Sie, warum? Die klare Luft brachte ein strenges Runzeln auf seine Stirn.

– Warum, Sir? fragte Stephen und begann zu lächeln.

– Weil es sie nie hereingelassen hat, sagte Mr. Deasy feierlich.

(James Joyce, *Ulysses*)

Draußen bleiben

Identitäten werden überschätzt. Wer bin ich schon, bloß weil ich hier auf Erden anwesend bin. Einer, der wie jeder von woher kommt und – verdammt – irgendwohin geht. Ein Etwas, das einen durch alle Veränderungen hindurch als Gleichbleibendes zu begleiten scheint, gehört einem womöglich gar nicht oder gehört einem so, wie der Nasenring dem Tanzbären gehört. Vermutlich ist Identität lediglich Zuschreibung. Nun kommts aber auf die Autoren an, die da zuschreiben, damit man spürt, wie stark einem im Selbigkeitsnachen zum Kentern zumute ist oder aber doch zum Dahingleiten von den Sonnenspiegeln zu den Schattengefilden. Die Autoren der Zuschreibung sind zumeist Mächtigkeiten, gestützt auf Mehrheiten, auf massenhafte Gleichrichter.

Ich betrete die erste Klasse Volksschule, bin immerhin bereits sechs Jahre alt und kann Nasenbohren. Komme in die Klasse. Es schauen mich viele an. Was will der schwarze Wuschel mit der Riesennase, in die er aufgeregt hineinbohrt? »Du bist falsch«, sagt Viktor Fuchs, der Größte, der Stärkste, und heißt auch Viktor. Die Klasse unisono: »Er ist falsch. Draußen bleiben.«

»Wie heißt du?« fragt Frau Lißt, meine an Jahren alte künftige Lehrerin.

»Und du?« antworte ich ihr.

»Raus!« Rausgehen. Draußen bleiben. Gar nicht erst hereinkommen.

»Das war bloß zur Strafe, weil er frech war«, sagt Frau Lißt.

Meine Mutter, mit erfahreinem Blick auf Nazissen: »Ach so? Fünf Jahre nach dem Tausendjährigen Reich sind wir bereits wieder zu frech?«

»Aha«, macht die Lehrerin. »So ist das also. Entschuldigen Sie, Frau Schindel.«

Hereinkommen. Drinnenbleiben.

Vier Jahre lang hat Frau Lißt alle in der Klasse immer wieder strafweis mit dem Lineal auf die Finger geschlagen. Nur Monika nicht. Mich nicht. Zwei wuschelige Dunkle. Frau Lißt mußte nämlich in ihrem Alter noch umlernen: Da sind die wieder. Die dreißiger Jahre sind wieder da. Man muß achtgeben. Das sind die Sieger. Die sind nicht umzubringen. Die leben ewig.

Wir leben ewig. Gewissermaßen sterben wir alle jüdischen Tode bei lebendigem Leib. Ich meine: wir, die Überlebenden.

Als wir weg konnten aus Ägypten, waren wir zwar die Sklaverei los, aber wir waren ziemlich draußen auch. Im

Sand. Am Sand. Wie kann man auf so einem vergleichsweise kleinen Stück Land, dem Sinai, vierzig Jahre rumlat-schen? Hatte sich hier bereits der Treibsand derer bemäch-tigt, die auf ihm stapften? Dauert es bloß vierzig Jahre, um den Habitus eines Volkes grundzuzeichnen? Nun hieß es, Mazzen zu fressen. Nun hieß es herumzulungern, jetzt zer-streute man sich durch das Herumgetanze um ein Rind, jetzt zog man sich den Zorn zu von Moische. Schließlich gingen wir raus von dort und kamen rein mit Feuer und Schwert in unser eigenes Land, das auch damals nicht so ganz unbewohnt war. Einem alten Gemurmel zufolge sind wir Juden damals alle dabeigestanden, als Moses die Geset-zestafeln herunterschleppte und präsentierte. Wir alle stan-den dort, die Verstorbenen und die noch lang nicht Gebore-nen. Das Judentum stand da im Wüstensand, aber anstatt Maulaffen feilzuhalten wie üblich, mußte es die Ohren auf-sperren und Gestotter, Rede, Singsang hineinlassen. In wel-cher Form auch immer, das Gesetz drang ein in uns, und wir standen da, blöd wie jede Masse. Doch um zu über-leben und den verdammten Sand loszuwerden und einst in Milchhonig verheißende Gefilde zu gelangen, mußten wir das Abstrakte, das Unsichtbare und seine Buchstaben durchlassen durch unser aller Ohrenschmalz, das salzig-san-dige, durch und hinein ins primitive Seelengeflecht und in die Ganglien.

Niemand wollte das. Aber zur Knechtschaft mochte auch keiner zurück. So schluckten wir mit den Mazzen das Ge-setz und spülten nach mit schwarzer Milch. Denn die wei-ße mußten wir uns erst verdienen, die honigsüße. Gesegnet seiest Du, du unsichtbares Etwas, das uns in allen Verän-derungen als Immergleiches begleitet. Du, gesegnet seiest Du, du Humms, du Qrm, du Wrt. Gesetztes Gewort: Herr!

Hereinkommen

Damals. Durchs Rote Meer ins verflucht-gelobte Land. Die Wellen teilten sich. Wir sahen es in der Bibelverfilmung des großen Cecil B. DeMille. Der alte Hahn, wie wir von Torberg wissen, seinerzeit in Prag sah es, wie wir später, im Kino. Als das Judenvolk hernach – links Wellen, rechts Wellen – mittig trockenen Fußes hindurchschritt, schaute das Publikum und erschauerte. Doch der alte Hahn, kein Goj, rief laut aus: »Also aso war das nicht!«

Ich bin aber nicht so sicher, ob wir beim Gang durchs Rote Meer auch alle dabei waren. Marschierten die Mitglieder des Solidaritätskomitees für das gerechte Anliegen der Philister auch durch das Gotteswunder?

Alle Geschichte allerdings ist eine Geschichte von Landnahmen. Jenes Eindringen damals möchte ich nicht zur Leidensgeschichte jüdischer Identität rechnen, sintemalen wir womöglich erst damals und dorten begannen, mit uns identisch zu werden. Das Volk begriff sich vielleicht als Hebräer, als das israelitische Volk mit einem unsichtbaren und züchtenden Gott im Nacken. Dieses Unsichtbare in der Sandale, im Tempel, dann in den Wanderstiefeln, in der Lade, im Regal, letztlich in der Einblasdüse zur Seele, wir hatten es stets dabei. Zur Leidensgeschichte jüdischer Identität gehört es seit damals, daß man diese uns andauernd wegnehmen wollte durch Vertreibung, Zwangstaufe und Ermordung und dadurch stärkte. Aber auch, daß wir sie zu verlieren drohten, wenn wir sie haben durften, leben durften, bleiben durften. Wo eingedrungen, weil von woanders vertrieben, wollten wir uns schon gerne dem Neuen anverwandeln, aus dem Judenvolke in die Judenreligion hinüberwandern.

Die Zeiten des Hereingekommenseins in der Diaspora in

die verschiedenen Zentren ließ uns ja mächtig, naja ein bißchen aufblühen, ob in Persien, in Spanien, ob in Polen und Litauen, ob in Mitteleuropa. Die Taufe als Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft, bespöttelt von Heine, aber genommen auch von ihm, brachte das Identischseinerwollen gewaltig ins Flirren.

Da gehen zwei Juden auf der Straße. Einer bleibt stehen: »Warte heraußen. Ich geh rein und laß mich abißl taufen.«

Als er wieder herauskam, fragte ihn sein Freund neugierig:

»Na, hats weh getan?«

»Schnauze, Saujud!«

Dableiben

Wir haben uns festgekrallt im 19. und 20. Jahrhundert. Aus Polen sind wir gekommen, um zu bleiben, aus Rußland. Vorher schon sind wir gekommen worden aus Iberien nach den Niederlanden, das Land der Griechen mit der Seele suchend, zu den Türken und sogar wieder dorthin, von wo wir einstens vertrieben wurden, nach Palästina. Immer wieder hiebei die wundersamen Anverwandlungen: ans Berlinerische, Wienerische, Hanseatische, Französische, Britische, Niederländische. Zur Leidensgeschichte jüdischer Identität gehört es sich, daß wir buchstäblich überall sind, auch in Japan, und nirgends bleiben können, wenns darauf ankommt. Elias Canetti konstatiert diese Wanderschaft mit dem Wüstensand zwischen den Zehen just in jener Zeit, als wir eine Zeitlang gut und gerne geblieben waren, um hernach um so gründlicher ins Jenseits befördert zu werden.

Wir sind geblieben, um zu sterben: Egon Friedell, der die Juden ohnedies nicht besonders ins Herz geschlossen hatte, brachte sich eher um, als ins Exil zu gehen. Denn das Kaf-

feehaus konnte man nicht mitnehmen, und die Sprache würde ihm verdorren in der Fremde. Aber die, welche weggehen konnten und es taten, also denen es gelungen ist, sich nachhaltig verjagen zu lassen, ohne danach wieder eingefangen und gemetzelt zu werden, waren erfüllt von einer rätseligen und unausrottbaren Liebe zu den Hinausschmeißern. Daher wurde ihnen sämtliches Exilbrot wieder zu Mazzot, sie waren auf etwas geworfen, was sie vielleicht gar nicht mehr sein wollten: Juden. Und es war ihnen das Gefühl, in der Welt zu sein, abgeschnitten. Es kam nicht wieder, es war verdorrt wie die Muttersprache.

Gerti Schindel war ihrem Verständnis zufolge keine Jüdin mehr. Sie entlief dem Judentum und kam an im Kommunismus als alt-neue Eschatologie. Sie wollte bleiben im Wienerischen und im Weltrevolutionären. Wohl ging sie neunzehnhundertsiebenunddreißig nach Paris, aber nur, um im Spanienkomitee die Republikaner zu unterstützen, die eben gegen Franco die große Schlacht verlieren. Sie kehrte heim neunzehnhundertdreiundvierzig unter falschem Namen. Verhaftet wurde sie als Kommunistin. Nach Auschwitz-Birkenau kam sie als Kommunistin. Sie war Schutzhäftling der Gestapo, roter Winkel, dann doch und unterhalb der gelbe, beide Farben halb. Sie nannte sich eine Hitlerjüdin, denn der Herr Hitler hat sie wieder zur Jüdin gemacht. In Hodensack und Eierstock ihrer Eltern war sie aus Galizien gekommen nach Wien, um zu bleiben. Die sandige Sandale, sie war bloß eine Phantasmagorie, welche sich allerdings an der Rampe von Birkenau mächtig materialisierte, um zu zerfallen. Paul Celan faßte den Sachverhalt zusammen: Der Sand aus den Urnen.

Weggehen

Wir sind geblieben, um zu gehen.

Wir sind Juden, weil religiös. Wir sind Juden, weil es Antisemiten gibt. Wir gehören zum jüdischen Volk. Es gibt gar kein jüdisches Volk mehr, na schön, es gibt Israelis.

Zur Leidensgeschichte gehört dieses Perhorreszieren, dieses Hin und Her.

Demgemäß muß ich herausschälen dürfen aus dem großen Leidensbegriff, welcher aus der Blutspur, aus dem Blutstrom, aus dem Blutmeer gewachsen und gediehen war, den kleinen Leidensbegriff, nämlich den Witz der Sache. Zur jüdischen Identität außerhalb des Glaubens gehört, daß alle Welt weiß, was ein Jud ist, eine Jüdin, bloß die Juden wissen es nicht. Und wußten es doch. Denn zwar ist etwa meine Mutter aus dem Judentum ausgetreten, aber das Judentum ist nebbich nicht ausgetreten aus ihr. Jetzt sitzt sie mit fünfundneunzig im Maimonideszentrum zu Wien, und als man sie einmal zum Passahfest herunterholen wollte aus ihrem Zimmer oben, sagte sie: »Laßts mich aus. Ich bin keine Jüdin.«

Später, als ich davon erfuhr, sagte ich zu ihr: »Spinnst du? Was heißt, du bist keine Jüdin? Fürn Hitler warst du Jüdin genug!«

»Noja«, sagte sie. »Ich sitze da. Wo ist er? Außerdem, wenn ich runtergeh, muß ich mit den anderen beten.«

»Du mußst gar nicht beten. Und Wein kriegst du auch.«

»Ach, wenn ich das gewußt hätt . . .«

Wir sind immer noch und immer wieder in dieser auch von Canetti festgestellten Vielfalt. Wir sind in diesem Individualismus drin, der das Massenhafte von Identität schwer begreiflich macht. Vielleicht kann man das im Verändern gleichbleibend Begleitende auch ICH nennen.

Wenn wir dann also sagten, mit Auschwitz greift sich die Identität das Individuelle und mahlt es zur Masse, zur eindeutigen Judenmasse, dann entstünde uns hieraus ein schauderhaftes Erbe. Doch kaum der Shoah entkommen oder nachgeboren, faltet sich jüdische Identität wiederum in ihre zahllosen Entitäten und exploriert sich mit unzähligen Zungen. Aus Birkenau ist uns Israel erwachsen, obs uns paßt oder nicht, und – um es auf einmal herauszusagen – dort sind wir hingegangen, um zu bleiben. Die bloße Existenz Israels sichert den Juden in der Diaspora ihr Leben und macht das Leiden somit etwas luxuriös. Hier kommt die Leidensgeschichte jüdischer Identität zur Witzgeschichte jüdischen Lebens, und dorthin gehört sie auch. Aus dem großen Weggehen ist ein gültiges Bleiben geworden im Land Israel.

Ach so

An Israel streitet es sich munter und trübe weiter. Am Existenzrecht des Judenstaates wurde und wird gerüttelt, Recht und Unrecht werden verteilt, Rechtshabereien und Linkshabereien führten und führen zu unentwegten Debatten, umstößlich sei das Unumstößliche, unumstößlich das Umstößliche. Die Juden untereinander – warum soll es auf einmal anders sein als seit je – fallen mit großer Schneidigkeit und nicht selten mit heftiger Schäbigkeit übereinander her, können sich feind sein, wie irgendwer sonst zu wem. Zur Leidensgeschichte jüdischer Identität im kleinen gehört dieser Sachverhalt.

Doch eines sproß besonders herauf aus den letzten zweieinhalb Jahrhunderten. Schnitzler nannte es das Problem der Asoj-Juden. Dazu natürlich so eine Geschichte: Zwischen den großen Kriegen; in der polnischen Eisen-

bahn sitzt ein armer und ziemlich mieser kleiner Jude, ein Nebbich, durch das Wohlwollen des Schaffners in der ersten Klasse und allein. Da läßt sich knoten! In Kattowitz tut sich die Tür auf, und ein Gentleman tritt ein. Im Tweedanzug, die *Times* eingerollt unter der Achsel, setzt sich der Sir nieder, sitzt gegenüber, tippt höflich oder ironisch sich mit dem Zeigefinger auf den Schirm seiner karierten Kappe und beginnt, in der *Times* zu lesen. Da ist es aber sehr still im Abteil. Der Jude versteckt seine schwarzen Fingernägel in den Fäusten, biegt sich die Beine nach hinten, so daß die dreckigen Schuhe unter der Sitzbank verborgen bleiben. Er hält, so oft er kann, den Atem an, damit der Ruch seiner Mundströmung den feinen Pinkel gegenüber nicht molestiere. So zusammengeknickt und eingekrampt, fährt er gegen Krakau. Nach einer Ewigkeit, nach zehn Minuten rollt der Gentleman die *Times* wieder zusammen, legt sie neben sich, beugt sich zum Juden vor, so daß sein herrliches After-shave den Nebbich noch stärker zusammenschrumpfen läßt, und fragt mit sorgfältig modulierter Stimme: »Sagen Sie, mein Herr, auf was fällt eigentlich heuer Jom Kipper?«

Nach einer Pause, die keine Ewigkeit währte, antwortete der arme Jude: »Asoj.« Und er zeigte her seine Fingernägel, und er tat hervor seine Schuhe, und er blies seinem Gegenüber erleichtert, aber ungeniert seinen Muli ins Gesicht.

Diese Asoj-Juden, Ergebnis jahrhundertelanger Demütigung, ranken sich am Ehrfurchtsbaum für das Nichtjüdische, das Deutsche, das Christliche, das Gojische empor.

Als ich mich im Sommer neunzehnhundertsiebenundsechzig in Berlin aufhielt, war mein Messianismus erfüllt von starker Liebe zu schönem Sozialismus, war mein Gerech-

tigkeitsbegriff durchdrungen von leidenschaftlicher Parteinahme für die unterdrückten Völker der Dritten Welt. Es war schön, einigen Arabern in Berlin gleichzeitig zu bekennen, daß ich Jude sei und ganz auf ihrer Seite. Israel sei wie Südafrika, Zionismus sei Rassismus, und das Übrige im Repertoire. Die Araber klopfen mir auf die Schultern. Respekt. Als Säugling hat dieser Genosse den Holocaust überlebt, jetzt kritisiert er die Zufluchtsstätte Israel bis in die Grundfesten. Ein toller Kerl. War das schön. Da stand ich in meiner revolutionären Menschlichkeit, ah . . . Es ist ein so nobles Gefühl, das so einen Juden durchherrscht, wenn er vor den Nichtjuden ein schärferer Kritiker ist als jene. Womöglich verwendet so einer noch Kategorien des Judentums zur Untermauerung. Gerechtigkeit etwa: Im Namen der Gerechtigkeit haben wir jedem das Unrecht wieder gutzumachen, das er uns angetan hat – und naturgemäß als Zuwaage, was wir den anderen antun.

Für mein Empfinden habe ich etwas zu lange gebraucht, um auf das Eitle und Selbstgereehte einer solchen Position draufzukommen. Meine Sympathie für das Projekt Israel als jüdische Heimstätte hat spät begonnen.

Und es sind natürlich Juden, die einem dann vorwerfen, man hätte die linken Positionen verraten und das Schicksal der palästinensischen Kinder, die unter der israelischen Besatzung besonders leiden, sei einem egal. Ein politischer Asoj-Jude, der sich alsdann nicht den Deutschen und Christen, sondern dem antiimperialistischen Kampf andient, sich selbst als gerechter und sozial empfindender Mensch fühlt und es ausstellt, mag so eine Selbstgerechtigkeit entwickeln, die dem Gegner gleicht, den er bekämpft. Der Antischaron schaut in den Spiegel, Scharon schaut aus dem Spiegel heraus. Doch das sind bereits die Schmankerln in der kleinen Leidensgeschichte jüdischer Identität.